2. Auflage

Jan Balster

Zu Fuß von Dresden nach Dublin

3100 Kilometer
ohne Geld
durch Europa

www.auf-weltreise.de

Jan Balster

Zu Fuß von Dresden nach Dublin

3100 Kilometer ohne Geld durch Europa

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen

Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet

über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2021, Jan Balster

Fotos: © 1998 von Jan Balster

2. Auflage

1. Auflage: 2006, erschienen Eulenspiegel Verlagsgruppe, Verlag am Park, ein Imprint der edition ost Ltd.

Titelbild: Autor in Irland

Herstellung und Verlag: BoD - Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

www.auf-weltreise.de

www.editioneurasien.de

ISBN: 9783753402062

»Die Welt hat genug für jedermanns Bedürfnisse,
aber nicht für jedermanns Gier.«

Gandhi

Über den Autor

Jan Balster, Jahrgang 1974, arbeitet als freier Bild-, Reisejournalist und Autor für in- und ausländische Zeitungen, Zeitschriften und Verlage.

Er lebte mit Clochards und Wanderarbeitern in Frankreich, in englischen Obdachlosenasylen, mit türkischen Gastarbeitern in London und tingelte als Straßenmusiker durch Irland. Er arbeitete als Weinleser, Fahrradkurier und Tellerwäscher, traf Fremdenlegionäre, IRA-Sympathisanten, Schiffs- und Flugkapitäne.

Während er anfangs mit dem Fahrrad unterwegs war, reiste er 1998 zu Fuß und ohne Geld 3100 km von Dresden, via Mittelmeer nach Irland. Heute ist er mit Verkehrsmitteln unterwegs, die auch die Einheimischen benutzen: zu Pferd, als Tramp, mit Bus und Bahn. Immer wieder zieht es ihn nach Russland und Zentralasien.

»Wer will arbeiten?«, schallt es erneut. Keiner regt sich mehr. Die Angetretenen ziehen es vor, sich in den Regen hinaus zu begeben und ihre Tagesration an Essen und Trinken selbst zu erbetteln.

»Im Müll rumwühlen«, murmelt John, »für die paar Pfund.«

Auch er beabsichtigt so schnell wie möglich, die Straße wieder unter den Füßen zu haben. Ihre Erfahrung hat diesen trübseligen Menschen gelehrt, besser sie bleiben unten im Dreck, als durch solche Aktionen, die längst verstorbene Hoffnung neu zu entfachen. Sie seien so großzügig zu uns, palaverte der Beamte, und wir dächten nicht daran, ihnen den kleinsten Dienst zu erweisen.

Die fünf Freiwilligen gehen nach vorn und die anderen schieben sich unter vorwurfsvollen Blicken hinaus in den Regen. Noch einige Straßenzüge ziehen John und ich zusammen, dann teilen sich unsere Wege.

Linda und Sonny

Stunden später. Mit vollzähligem Gepäck überquere ich die Mouth of the Seven, die Meeresenge im Westen Bristols. Wacker hält sich der Nieselregen auf dem Trip nach Westen. Wales ist da, und je weiter ich in diesen Landstrich eintauche, desto freundlicher werden die Menschen. Nur mit ihrem Dialekt habe ich einige Probleme. Ist er noch englisch oder nicht? Die Sprache hört sich lang gezogen an.

In den Nachmittagsstunden legt sich zwar der Regen, dafür lässt die Sicht nach. Und irgendwie, über Feldwege, durch Wäldchen und Nebenstraßen trete ich

in eine Kleinstadt. Müde von den Tageskilometern setzte ich mich auf einen Stuhl, der einsam und verlassen auf der Straße steht. Nebel umschlingt die Häuser. Ich kämpfe mich durch. Habe ich mich verlaufen? Jede Ecke kommt mir vor wie die andere. Der Putz bröckelt von den Wänden. Ich greife nach einer Wand, das Haus scheint zu wackeln. Ich zucke zurück, gehe weiter, bleibe stehen, wage mich nach vorn, trete nach links nach rechts, um die Scheißhaufen auf der Straße nicht zu zerquetschen.

Ein Pub bäumt sich vor mir auf. Männer sitzen um einen Tisch, sie spielen Karten. Als sie mich entdecken, erstarrt die Runde. Keiner wagt ein Wort zu sprechen. Die Stille ist erdrückend.

»Wie komme ich nach Cardiff«, frage ich den am nächsten.

Er ruht. Die anderen schweigen. Ich wiederhole meine Frage. Keiner rührt sich.

»I came from Germany. On foot.«

Mein Gegenüber lächelt. Geschwind wird ein Stuhl herangerückt, ein Bier bestellt und die Fragerei beginnt.

»Von Deutschland zu Fuß?«

»Wie lange bist du schon unterwegs?«

»Wie lebst du dort?«

Und: »Wie ist es dort, seit die Mauer gefallen ist?«

Bei der letzten Frage stutze ich. Die Frage bleibt offen. Wie immer.

Auch die Herren bleiben mir eine Antwort schuldig. Niemand interessiert sich dafür. Wo geht es nach Cardiff? Was kümmert sie das auch. Reisen ist für sie ein

Fremdwort. Aber dennoch, die Welt ist hier nicht zu Ende. Regelmäßig verfolgen sie die politischen Geschehnisse, in ihrem Stammlokal an der Ecke. Hier dudelt den ganzen Tag das Radio, dessen Lautsprecher verzerrte Töne in die Runde wirft, ab und zu aussetzt, bis die Wirtin ihm zwei Schläge an die Seite verpasst.

Pete, Sonny und Chris haben sich bereits vorgestellt, als eine zierliche Frau in den Lichtkreis, der an der Decke hängenden, nackten Glühbirne tritt, den Arm um Sonny legt und mit einer warmen, lieblichen Stimme sagt: »Komm Daddy, du musst morgen früh raus.«

»Linda, meine Tochter«, antwortet er stolz, »mein Einundalles, immer besorgt.« Er blickt zu ihr hinauf, lächelt, und sie streicht ihm leicht über sein lichtes Haar.

»Lass uns noch ein wenig sitzen?«, fragt er kleinlaut, doch mit fester Stimme. »Wir haben einen Gast aus Deutschland.«

Sie nimmt sich einen Stuhl vom Nachbartisch und setzt sich zu uns. »Spiel etwas«, fordert sie. Ohne mich länger bitten zu lassen, befreie ich das Banjo aus seiner Hülle. Das Instrument stimmt. Die ersten Töne erhellen, Lieder erklingen. »Clemtiene«, »This land is your land«, die ganze Palette der Folksongs hinauf und hinab.

Die vier Zuhörer sind begeistert.

Zögerlich treten andere heran, alte, junge, die Kinder. Die Männer nehmen ihre Hüte ab. Und die Kinder, die wirklich einzige Freude dieses trostlosen Ortes, beginnen zu tanzen. Auch Sonny, der sich die Gitarre der Wirtin geschnappt hat, greift kräftig in die Saiten. Der Blues begeistert ihn. Immer näher treten die Zuhörer.

Und immer öfter nehmen sie die Hand ihres Nachbarn, beginnen die Beine durch die Luft zu wirbeln. Die Hüften schwingen zu lassen und hinter den Gesichtern, einige noch beschmiert mit Maschinenfett und Kohlenstaub von der vergangenen Schicht, tritt ein Lächeln in den Abend.

Sonny hält ein. Füße schlagen den Takt weiter und Hände klatschen aufeinander. Sonny wechselt die Musikrichtung, ein Country-Song gibt jetzt die Schritte vor. Die Schritte der Tanzenden werden kleiner aber flotter. Das ganze Städtchen dürfte auf den Beinen sein. Auch Linda möchte tanzen. Und da sie bemerkt, ich kann dem Spiel des Vaters schon lange nicht mehr folgen, greift sie nach meiner Hand und zieht mich auf die Straße, die zur Tanzfläche aufstieg.

»Ich kann nicht tanzen«, sage ich.

»›Ich kann nicht‹ gibt es nicht«, antwortet sie und stößt mich an. »Eins, zwei, drei, vier, eins, zwei, drei, vier ...«

Linkes Bein vor und zurück, rechtes Bein vor und zurück und dabei schwingt sie ihre Hüfte so geschickt um mich herum, als könnte sie in ihrem Leben niemals glücklicher sein.

Vorwärts treibt man sie täglich am Fließband. Dass sie gearbeitet hat, weiß sie abends. Sie spürt es im Rücken, in den Beinen, im Unterleib. Aber sie spürt es nicht, sie ist lebend tot. Die Bewegungen sind fahrig, ein Augenlid zuckt unkontrolliert, und trotzdem hat sie Zeit für andere Menschen. Zeit für ihren Gast, den sie sich selbst ins Haus geholt hat: Zeit für mich. Das Fließband ist das Schlimmste, was man dieser 23-Jährigen antun kann.

Nervosität und Freude mischen sich, sie hat Arbeit, sie ist eine billige Arbeitskraft.

Sie stammt aus Leeds, erzählt sie mir. Ihre Großeltern leben noch immer dort. Sie besucht sie höchstens einmal im Jahr, das Geld ist schwer verdient, und eine Zug- oder Autofahrt ist teuer. Der Großvater arbeitete im Steinkohlebergwerk, bis zu zehn Stunden schuftete er unter Tage, um nach vierzig Jahren eine kümmerliche Rente zu bekommen. Auch ihr Vater Sonny ist Bergarbeiter, doch hier in der Region nördlich von Cardiff schließt eine Grube nach der anderen. 8500 Bergleute gibt es noch in den 29 Gruben im Lande, 1500 bis 1800 davon in der South Wales Region.

Linda kennt alle Sorgen und Nöte, ebenso die Freuden der Bergarbeiterfamilien. Mit sechs Jahren zog sie mit ihren Eltern und ihrem Bruder hierher. Kurz darauf starb die Mutter, ihr zehn Jahre älterer Bruder ging nach Milford Haven in Südwest-Wales, um sein Glück bei den Ölgesellschaften zu suchen. So erlebte sie die großen Streiks der Bergarbeiter von 1984/85 an der väterlichen Hand. »Täglich marschierten wir«, sagt Linda.

Sonny geht zum Kühlschrank, öffnet ihn und nimmt sich ein Bier heraus, nicht ohne mich zu fragen, ob ich auch eins wolle. Schnalzend reißt er den Ringverschluss von der Dose, setzt sich zu uns und nimmt einen kräftigen Schluck. »Well, diese Gewerkschaften«, meint er und greift dabei eine Zigarette aus seiner Schachtel. Er zündet sie sich an und zieht den Rauch durch seine Zähne.

»Dad, du rauchst zu viel«, mahnt Linda.

Die Gewerkschaft verlor. Drastisch schrumpften die Mitgliederzahlen der NUM, der *National Union of Mineworkers*.

»10000 sind wir heute noch«, erklärt Sonny. »Das ist aber nicht nur ein Problem unserer Union. Überall sinkt die Streikbereitschaft. Und die Vertrauensleute sind oft gekauft. Diejenigen, die unsere Rechte vertreten sollen.«

Da war es wieder, dieses Kleine-Mann-Thema. Die kleinen Leute, die Armen, die Unterdrückten sind doch seine Leute. Er hat gewusst, welche Kraft sie sind, wenn sie geeint handeln. Denn wer war es, der die Bastille stürmte und das Winterpalais? Aber wo waren die Leute, von denen er geträumt, mit denen er redete? Sollten es etwa diese gewesen sein, die da immer nur gekuscht haben. Die angaben, nur aus tiefster Überzeugung zu handeln, nur ihren Beruf ausüben zu wollen und dafür jede Schamlosigkeit in Kauf nahmen, gegen ihre eigenen Leute? Welche Macht hätten sie sein können, wenn sie es nur versucht hätten? Widerstand? Streik? Einigung? Nur ein kleiner Mann, weder Verantwortung, noch eine Gruppe, niemals eine Nation.

Die ersten Gewerkschaften entstanden nach dem Vorbild traditioneller Handwerksverbände nach Berufsgruppen. Erst viel später gründeten die Arbeiter General-Unions, die sich unabhängig jeder Berufsgruppe organisierten. Diese Strategie ist heute dominant. Sie war gewachsen aus der Machteinschränkung durch die Regierung. »Thatcher ist schuld«, betonten auch sie immer wieder. Zum ersten Mal konnten Gewerkschaften für die Folgen illegaler Streiks verantwortlich, gar haftbar gemacht werden. Kündigungen der Arbeiter, die

streikten, wurden enorm erleichtert. Die traditionellen Machtinstrumente, wie die Gewerkschaftsmitgliedschaft als Einstellungsvoraussetzung oder Solidaritätsstreiks in nicht vom Streik betroffenen Unternehmen gelten jetzt als illegal. Das war die Kampfansage Margret Thatchers an die Gewerkschaften.

»Heute sind wir nur noch Interessengruppen ohne privilegierten Zugang zur Politik«, sagt Linda. »Auf uns braucht keiner mehr zu hören.«

»Das schadet der Regierung nicht«, ergänzt der Vater.

»In Deutschland ist das ähnlich. Die Tarifautonomie verbietet uns einiges.«

»Den Generalstreik etwa?« Wieder nimmt Sonny einen Zug aus seiner Zigarette.

South Wales war lange zum englischen Ruhrgebiet geworden, zum Billiglohngebiet. 30 % liegt der wöchentliche Lohn unter dem in der Region Londons. Viele ausländische Investoren siedelten hier. Es gab Fördermaßnahmen vom Staat. Sie liebten die nahe Anbindung an die Rüstungsindustrie im Süden, an die Universitäten, Ölhäfen und an die Dienstleistungsmetropole London.

»Und wenn es mit der Wirtschaft bergab geht. Dann sind sie es zuerst, die unsere Leute auf die Straße setzen«, sagt Sonny. Die traditionellen Bereiche Kohle, Stahl werden immer weiter zurückgeworfen. »Dabei sind wir das, die Bergleute in den Gruben, die Stahlwerker mit dem Hammer in ihrer Hand, welche die englische Wirtschaft zu diesem Aufschwung verholfen hat.«

»Vater hat viel versucht. In Swansea hat er den Strand bei Ebbe nach Cockles abgesucht. Im Schlick hat er

gewühlt, nach dieser teuren, leckeren Spezialität. Damals herrschte ein regelrechter Boom. Da gab es den Hass der Einheimischen. Wir verschwanden. Er fand zurück in die Grube. Und der Gewerkschaft blieb er treu.« Stolz berichtet sie mir vom Hirwaun Wunder, dort, wo die Bergleute die Macht an sich rissen.

»Die Streikbereitschaft ist höher als in Deutschland.«

»Das mag sein. Das hängt allein von der Korruption der Leute ab. Den Unternehmern sind alle Mittel recht. Sogar die besten Arbeiter, zu Helfern ihrer selbst zu machen. Lauter süße Worte findet er dafür. Zu Ostern ein paar Grüße und zu Weihnachten, gleich Neujahr eine Flasche Wein.«

»Wahrscheinlich gibt es viele Gründe etwas zu verraten, aber der Einfachste, die Geldgier ist für mich am Unbegreiflichsten.«

Nochmals deckt Linda den Tisch, um uns satt zu bekommen.

»Greif zu«, fordert sie.

Täglich nimmt sie den weiten Weg nach Bristol auf sich. Das Einzige, was sie sieht, ist die Landschaft durch die Fenster der Vorstadtzüge, nicht reizvoll, um zu verweilen. Sie schlummert vor sich hin. Ab und an liest sie eine Zeitung oder Zeitschrift, mal einen Heftroman. Wiederum ein anderes Mal ist sie so erschöpft, dass sie erst im Heimatort wieder aufwacht. Ich werde klein, kleiner noch, als ich bei ihren Worten schon geworden bin. Ich schäme mich. Ich schäme mich für die Menschen, mit denen ich lebe, mit denen, die da kommen werden und denen die in der Vergangenheit verschwunden sind.

Wir haben vergessen, dass wir Stolz, Mut und Gefühle haben.

In ihrer Arbeitsstätte herrscht ein raues Klima. »Teamgeist erwarten sie in ihrer Anzeige, wenn sie Arbeiter suchen«, erzählt Linda. »Und im Bewerbungsgespräch faseln sie immer noch davon.« Sie nimmt einen Löffel von der schmackhaften Nudelsuppe: »Doch schaue bloß nicht tiefer in das Unternehmen. Die könnten mir doch gleich sagen, dass sie gerade solche Mitarbeiter nicht wollen. Meine Freundin sagt, dass Freundschaften in dieser Firma fast unmöglich sind. Und wenn, dann nur ganz selten und heimlich.«

»Das ist Trend. Teamgeist meint eigentlich bedingungslose Ein- und vor allem Unterordnung.«

»Yes. Aber ich möchte die Hoffnung nie aufgeben, dass die Menschen besser sind, als sie sich zeigen. Viel besser.« Sie nickt ihrem Vater zu, erhebt sich und räumt den Tisch ab. An den Wänden ihrer Wohnung hängen keine Bilder, ein knirschender Holzschrank steht neben der Tür, keine antike Vitrine, kein Erbstück der Großeltern, nur ein Holzbett, das bei jeder ihrer Bewegungen knarrt und quietscht. Es ist Platz genug für mich.

Sonny schiebt seinen Sessel beiseite und rollt zwei Decken aus. »Ist das gut für dich?«

»Ausgezeichnet.«

Ausgezeichnet bestätigte ich beiden noch bei unserer Verabschiedung am folgenden Morgen. Ich habe besser geschlafen, als in den vorangegangenen Nächten seit London.

Es ist verdammt kalt an diesem Tag und obendrein lässt mich der Regen kaum ruhen. Mich fröstelt.

Swansea. Schon einige Kilometer vor der Stadt steigt mir übler Geruch in die Nase. Doch erst als ich durch die Straßen streune, sehe ich den Ursprung des Gestanks. Schmale Straßen, Hinterhöfe und an den Straßenrändern zieht sich wie im Mittelalter ein kleiner Graben für den Menschenkot dahin, zwei Meter darüber hängt die Wäsche. Gras und kleine Bäume wachsen aus den Dächern. Dieser Vorbote von Swansea könnte eine Geisterstadt sein, deren Fäulnis aus den Wohnungstüren quillt. Menschenunwürdig! Und hier leben Menschen, Mütter arbeiten, Kinder spielen, und die Männer treffen sich jeden Abend in einer ebenso unappetitlichen Spelunke an der Ecke, die hier Pub heißt. Auch in diesem Ort schauen mich die Menschen an, stellen die gleichen Fragen wie andernorts, aber dennoch anders, verquerer, mitleidiger.

Der Manchester-Kapitalismus ist Realität in einem hoch industrialisierten Land. Bereits 1640 gab es hier die ersten Manufakturen, Fließbandarbeit wurde eingeführt, damit kam eine weitere Stufe der Verelendung. Der Mensch wurde zur Maschine der Kapitalisten. Tagein, tagaus produzieren sie und schaffen einen Wert, keinen materiellen Wert für sich, aber den Mehrwert, den Wert den sie um ein Vielfaches erarbeiten mit ihren Händen, für nichts. Und sie dürfen leben wie die Made im Speck. Geändert hat sich seither nichts, sie hausen, vegetieren und vergehen. Für die einen bedeutet Arbeit, Macht ausüben, indem sie andere für sich arbeiten lassen, andere brauchen die Arbeit, die sie auslaugt, die sie an die Grenze des Schmerzes treibt, um zu existieren.

Gleich am Bahnhof, dort wo sie am wenigsten auffallen, sitzen sie. Sie tun, was die Erwachsenen tun, wenn diese feiern, sie trinken. Alle unterliegen dem Gruppenzwang. Eine Bombe, so werden die alkoholischen Getränke auf der Straße genannt, macht die Runde. Jeder schluckt, was er kann. Er versetzt sie in eine Ohnmacht, Auseinandersetzungen und Konflikte werden nichtig.

Frankfurt 1996, Mainhattan und der Bahnhof. Die Nadeln wippten noch in den Ellenbogenkehlen. Bargeld und Drogen wechselten in den stinkenden, versifften Toiletten die Besitzer. Um Gras brauchten sich die abhängigen Jugendlichen, halbe Kinder kaum Gedanken zu machen. Auf der Straße, gleich neben der Polizeistation wurde schnell eine Tüte gedreht. Die Polizisten sahen weg. »Wollen mit der Scheiße nichts zu tun haben«, hörte ich sie flüstern. Und nach einer Schlägerei stand ihnen so kurz vor dem Feierabend schon gar nicht der Sinn. »Sebl«, wie ihn seine Brüder nannten, sprach mich nach etwas Kleingeld an, er hatte Hunger, sagte er. Rasch hatte er das gespendete Brötchen mit Bratwurst an seine drei Geschwister, die Jüngste mochte kaum sieben sein, verteilt. Ihm blieb nur ein kleiner Biss vom Brötchen. Was ich wieder dachte, Vorurteile. Nichts als Vorurteile.

Hunger. Hunger habe ich auch, und zwar jetzt. Soll ich hinüber zu den harten Jungen gehen, und sie fragen: Wo ist denn hier die nächste Gaststätte?, oder lieber hinüber ganz galant zum feinen Handyträger, der auf der anderen Seite genüsslich und laut telefoniert? Lieber nicht, der nimmt mir doch nicht ab, dass ich in einem fünf Sterne Hotel speisen könnte.

Ich warte eine Weile und kaue auf meinen Fingernägeln herum. Vielleicht wirft doch jemand eine halbverzehrte Pizza in die Tonne neben der Imbissbude. Nichts zu machen, die Zeit wird mir zu lang. Der Hunger plagt, und ich bin müde. Ich fasse mir ein Herz und schleiche hinüber zu den Jungen. Ich schleiche nicht, weil mich niemand bemerken soll, nein, ich bin zu müde, um es zu erklären.

»Du bist noch nicht lange auf der Straße«, sagt der erste, gleich als ich mich setze.

Bei Otto, dem 63-Jährigen, dem ich in Avignon begegnete, hatte mich diese Frage noch in Verwunderung versetzt. Aber heute ist sie mir egal, inzwischen erkennen das nur noch die Alteingesessenen.

Ein Gespräch beginnt. Nach dem woher und dem wohin. »Was gibt's Neues?«

»Nichts«, antworte ich.

»Nichts Neues, außer keine Arbeit.«

»Immer keine Arbeit«, bekräftigt mein Nachbar.

»Wie jeden Tag.«

»Man muss was unternehmen.«

»Ich weiß. Nur ich weiß nicht was?«

»Ja, was nur.«

»He, reich' die Flasche weiter.«

Wenn das Gespräch von Autos handeln würde, hätte ich mich jetzt davongestohlen. Aber hier ist es warm, und ich bin neu. Ich habe etwas zu erzählen.

»Nimm‘ einen Schluck«, sagt meine Nachbarin, die einzige Frau. Frau? Das ist ein Mädchen, vielleicht 13 Jahre.

Frauen gibt es wenig auf der Straße. Die meisten von ihnen leben in den Städten und geraten zu ca. 80 % in die Fangarme der Zuhälter, der Rest wird alkoholkrank und verreckt früher oder später auf einer Parkbank.

Vormittags hängt die Clique am Bahnhof herum, immer an der gleichen Stelle. Sie wechseln sich ab, von den Leuten ihren Lebensunterhalt zu erbetteln. Fünf Pfund für jeden, das reicht für Essen, eine Flasche eines abscheulich schmeckenden Fusels und eine Schachtel Zigaretten für die ganze Truppe.

»Von hier kannst du den Bahnhof gut überblicken«, versichert einer. »Wegen den Bullen.«

Und nachmittags schleicht die Gruppe zum Einkaufszentrum drei Ecken weiter und ziehen sich dort die braunen Granaten rein.

Sie haben nichts besseres zu tun.

Was sollen sie auch anpacken?

»Nichts. Das Leben genießen«, geben sie zum Besten. Dann bleibt noch der Abend. Die Müdigkeit treibt sie zurück, zurück zu ihrem angestammten Platz im Bahnhof.

So läuft es tagein, tagaus. Nur manchmal, wenn sie Glück haben – aller zwei bis drei Wochen –, bekommen sie ein warmes Bett im Obdachlosenheim am Rande der Stadt und eine warme Mahlzeit von der Kirche.

Zweimal im Jahr zieht die Clique in eine andere Stadt. Immer dann, wenn alle, die in der Gruppe leben,

zweimal im Obdachlosenheim übernachtet haben. »Wir dürfen kein drittes Mal dortbleiben. Die haben nicht genug Betten und jeder hat das Recht dort zu schlafen.«

Sie reden durcheinander. Sie haben ihr Leben sozialisiert. Jeder von ihnen besitzt ein Buch, hier notieren sie sich die Zeiten, wann und wo sie nächtigten.

Lehnt ein jugendlicher Sozialhilfeempfänger eine angebotene Arbeit ab, so wir die Stütze um 40 % gekürzt. Das bestimmt das *Welfare to Work*-Programm. Nimmt ein Jugendlicher eine Arbeit an, Aus- und Weiterbildung, gemeinnützige Tätigkeiten, so garantiert das Programm den wöchentlichen Mindestlohn von 180 £ (Stand 1998).

Ich als Deutscher würde sicherlich Arbeit bekommen, betonen die Jungen. »Deutsche sind beliebt, sie sind pünktlich. Halten's Maul, wenn's drauf an kommt.«

»Das ist doch überall auf der Welt beliebt«, korrigiere ich.

»Egal, wo du bist. Bei den Deutschen ist es besonders auffällig.«

Es ist kein gutes Wort über deutsche Menschen zu erhaschen.

Warum verjagen sie mich dann nicht, frage ich mich.

»Du bist ok. man. The Banjo-man from Germany.«

Wir lachen.

Kurz nach Mitternacht stehle ich mich davon, wie ich gekommen bin. Ein Zug rollt an, und ich springe auf. Vanillehaltiger Tabakgeruch steigt mir in die Nase.

Ich zwänge mich in einen der Liegesitze, lege die Beine auf den gegenüberliegenden und unter die Kniebeugen meinen Rucksack. Das Abteil ist dunkel. Der

Zug rattert über die Gleise und im gleichmäßigen Klappern der Gestänge, schlummere ich ein.

Wohin fährt der Zug?

Windflüchter an der englischen Südküste

Leuchtturm von Eastbourne

Beachy Head
bei Eastbourne

Begrüßung in London

Steilküste von Südengland

Londoner Taxi

Tower Brigde

Big Ben in London

Grabmal von Marx
auf dem Highgate-Friedhof

Trafalgar Square

Picadilly Circus

Buckingham Palast

Alle langen ordentlich zu. Rülpse ertönen.

Ich behalte den französischen Akzent in meiner Aussprache bei.

Aus Liebe zur Natur

Die Landschaft ist überwältigend schön, Grün in verschiedenen Tönen. Schafe weiden, ein Hund bellt und springt um die Herde herum, als wären es seine Spielgefährten. Der Schäfer zieht genüsslich an seiner Pfeife und lädt mich zum Frühstück ein. Ich bedanke mich höflich für das Mahl und verschwinde gesättigt im ständigen Auf und ab der Landstraße.

Wenig später kreuzte ich die Straße R 736. Ich habe mich niedergelegt, sauge den würzigen Duft des Grases in mich ein.

Meine Hand tastet auf dem Boden entlang. Was ist das? Ein harter, metallischer, runder Gegenstand gerät in meine Finger. Geld? Es funkelt in der Mittagssonne. Geld, der Gott der Menschen, denke ich. Das geht seit Menschengedenken. Können wir daran etwas ändern?

»Niemand kann zwei Herren dienen ... Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon«, schreibt Matthäus in Kapitel 6, Vers 24. Aber das Geld kann dienen, sogar dem Guten? Dürfen wir deshalb aber dem Geld dienen? Jeder hat seinen Traum vom Reichwerden. Ob die Aktienkurse steigen oder ein tolles Cabriolet vor der Villa steht. Ich doch auch. Ich habe ihn doch auch, diesen Traum. Und ich betrachte das Stück, einen echten amerikanischen Dollar.

Dann bekomme ich eine Sauwut. Bilder von Herren die am liebsten Kontoauszüge lesen und Damen, die sich an diese Herren anschmiegen, schießen mir in den Kopf. Der Boden wird verdichtet, der Baum zum Hindernis. Und ich liebe die Bäume. Ich kann nicht leben, ohne den Trost der Bäume. Wissen wir, wie wichtig die Bäume sind für unser Leben?

Selbst am Abend beschäftigt mich noch immer dieser Gedanke. Die Zeit auf der Landstraße gibt mir die Gelegenheit. Ich bette mich wenige Kilometer von New Ross entfernt in einem Schober. Der Regen schlägt auf das Wellblechdach. Das Heu duftet. Ich bin eingetreten in eine Welt, die vom Wind, von der Sonne, vom Gelände beherrscht wird. Hier zählt nur der Rucksack auf meinem Rücken, das Sonnenlicht, die Luft zum Atmen. Und ich fühle mich so sorglos und geborgen wie selten zuvor.

Laotse beschilderte vor mehr als 2000 Jahren den Weg zu einer gesunden und friedlichen Gesellschaft; Erstens den Tüchtigen nicht bevorzugen, damit das Volk nicht streitet. Zweitens die Kostbarkeiten nicht schätzen, damit das Volk nicht stiehlt. Drittens nichts bemerkenswertes zeigen, damit das Herz nicht wirr wird. Thomas Hobbes beschrieb, wie der Mensch zu disziplinieren sei: durch die Furcht vor dem Tod, die Begierde nach den Dingen, die das Leben angenehm gestalten und die Hoffnung, sie durch fleißige Arbeit zu erreichen. Und Marx meinte in seinem Konzept über den Sozialismus, dass der Mensch dem Menschen zum Bedürfnis werden muss. Ihm geht es um die weitere Entwicklung der Totalität menschlicher Bedürfnisse. Dürfen wir über so etwas heute überhaupt noch nachdenken? Über Utopien? Über eine Ordnung

ohne Leistungserfolg und Konkurrenzkampf? Ohne Streit zwischen Besitz und Eigentum, für eine gesunde Psyche.

Das morgendliche Treiben auf dem Feld rüttelt mich wach. Durch einen Spalt in der Tür erspähe ich einige Bauern, sie frühstücken. Mir bleibt also genügend Zeit meine Sachen zu packen und mich davonzustehlen.

»Ich möchte nach Kilkenny?«, frage ich eine ältere Frau, die trampend am Straßenrand steht.

Sie antwortet in Gälisch. Ich entschuldige mich und will mich abwenden, als sie mich in englischer Sprache fragt, ob ich gut geschlafen habe.

»Yes«, sage ich nur.

Mein Blick muss wohl sehr verwirrt ausgesehen haben. Sie packt mich am Arm, mit einem erstaunlich festen Griff und zieht mich einige Meter auf das Feld. »Setz dich?«, fordert sie.

Ich kauere mich auf den Rucksack. Ohne ein Wort zu sagen, packt sie ein halbes Brot und ein Stück Ziegenkäse aus. Wir schweigen und essen. Genießen den Wind, der uns umspült. Und als wir uns verabschieden – sie springt auf, als sie in der Ferne ein Motorengeräusch vernimmt –, sagt sie: »Ich habe gestern Abend Licht gesehen. Drüben in der Scheune.«

Sie kennt den Fahrer, die Wagentür schlägt zu, und sie ist verschwunden.

Bedanken kann ich mich nicht mehr für das Brot und den Käse. Ich setze meinen Weg fort. Die Häuser sehen aus wie spanische Haciendas mit einem kleinen Touch

amerikanischer Südstaatenvillen, und Gärten laden zum Verweilen ein.

Noch, bevor ich weiter nach Kilkenny ziehe, nehme ich in Thomastown einen kleinen Abstecher zur wenigen Kilometern entfernten Jerpoint Abbey. Diese Zisterzienser-Abtei entstand zwischen den Jahren 1158 und 1180 in einem romanisch-gotischen Mischstil. Sie soll eine der schönsten irischen Abteien sein, meinen deren zahlreiche Besucher, der Kreuzgang mit den Skulpturen der Äbte, Ritter und Fabeltiere. Ein Blick auf den neuzeitlich gestalteten Eingangsbereich trübt mein Bild von der Abtei. Die Eintrittspreise erledigen das Übrige. Ich habe etwas anderes erwartet. So bleiben mir lediglich die Hochkreuze, die über die große Mauer hinausragen.

In Kilkenny. Ich brauche nicht durch die Stadt, der Zeltplatz liegt günstig. Und eine kostenfreie Dusche trägt zu meinem Wohlbefinden bei. Nach dem Zeltaufbau darf ich von dem restlichen Brot von heute Morgen zehren und den hübschen Sonnenuntergang über der Stadt Kilkenny bewundern. Die Silhouette verschwindet langsam, bis ich lediglich den Kirchturm der katholischen St. Mary's Cathedral erkennen kann.

Ich bin früh aufgestanden. Noch habe ich die Straße für mich allein. Kilkenny, am Fuß der Slieverdagh Hills gelegen, verzaubert mich. Gibt es hier ausschließlich Pubs, frage ich mich. Rot, blau, grün, die gesamte erdenkliche Farbpalette wurde auf die Fassaden aufgetragen. Ab und an werfe ich einen Blick hinter die Häuser. Ich bin erstaunt. Gut erhalten, wenn ich den Vergleich zu Wexford wage.

Ich verliere mich in den Straßen und Gassen.

1204 wurde das Kastell im Auftrag des Normannen William de Marechal errichtet. Drei mächtige Rundtürme prägen seine Größe. Erst jetzt begann aus dem einstigen Königssitz der Herrscher von Ossory der wirtschaftliche Aufschwung. Und als im Jahre 1391 James Butler die Stadt unter seine Obhut nahm, wurde sie wichtiger als Dublin. Die Vertreter der englischen Krone residierten standesgemäß im Ort, es tagten sogar die Parlamente hier und brachten den Iren grausame Gesetze. Beispielsweise das »Statut von Kilkenny«, welches den anglo-normannischen Völkern verbot die irische Sprache zu gebrauchen, das Tragen der irischen Kleidung und die Annahme irischer Namen. Bald galt es sogar als Hochverrat, wenn irische Männer oder Frauen den Bund der Ehe eingingen, bis die irische Bevölkerung nicht mehr innerhalb ihrer eigenen Stadtmauern leben durfte.

Zwischen 1642 und 1648, es tobte gerade der Dreißigjährige Krieg, wurde die Stadt zum Zentrum des katholischen Widerstandes. Erst als 1650 Cromwells Truppen Kilkenny einnahmen, endete die Bedrückung der irischen Bevölkerung.

Ich gehe ziellos. Vielleicht finde ich ein Plätzchen, um ein wenig Geld einzuspielen. An der St. Mary's Cathedral warten die Gläubigen auf den Gottesdienst. Die Kathedrale wurde von 1843 bis 1857 in der James Street erbaut und ist heute das Wahrzeichen der Stadt. Die Glocke schlägt allmorgendlich, klärt mich ein älterer Ire auf.

Er nimmt mich mit hinein, zeigt mir den wunderbaren Ausblick über die Stadt vom 65 m hohen

Kirchturm und weist mich auf die verschiedenen katholischen Statuen hin.

»St. Patrick«, sagt er leise, »der Schutzpatron der grünen Insel.« Gern spricht er vom bekanntesten Heiligen der Iren, der um das Jahr 400 von irischen Piraten aus dem damals römischen Britannien nach Irland entführt wurde. Nach sechs Jahren gelang ihm die Flucht. Padraig, wie sein Name auf Gälisch lautet, begann eine Reise durch Europa.

»Aber er kehrte zurück«, erklärt der ältere Herr weiter. »Um 430 oder 431 etwa. Er war inzwischen Bischof geworden.« Er glaubt an die Vergebung. Und immerhin, die Iren haben im Verlauf ihrer Geschichte keine Eroberungskriege geführt. Aber wehe dem, der sich an ihrem Land vergreifen will.

Ich finde einen Platz, der Torbogen, der sich über die Gasse schwingt, ist ideal. Und wenige Minuten später stimmt ein Ire in mein Banjospiel ein.

»Stanley«, stellt er sich vor. Ich lächle ihm zu.

»The Banjo-man from Germany«, sagt er. Da ist es wieder, dieses Gefühl, den Kopf frei zu haben, für den Moment im Leben, den ich lebe. Wir vergleichen unser Repertoire und spielen einfach drauf los. Und schon nach den ersten beiden Songs bildet sich eine Traube, die Zuhörer klatschen und geben, was sie für angemessen erachten. Stanley kennt sie alle auswendig, die irischen Volkslieder. Selbst als wir gegen Abend in einen der Pubs auf der Hauptstraße umsiedeln, sind sie noch nicht erschöpft. Sicher käme er besser, wenn er ohne mich weiter gezogen wäre. Aber »mit deinem Banjo klingen die Lieder noch ein wenig irischer«, meint er.

Der Besitzer des Pubs lässt uns singen, zweimal eine Stunde lang und dafür spendet er ein Abendessen und so viel Bier, wie wir trinken können. Noch gestern hat mich ein Lehrerehepaar aus Donaueschingen zum Abendessen mit Haferschleimsuppe und Obstsalat eingeladen. Werde ich mit der Zeit verwöhnt. Mir bleiben kaum Minuten, um nachzudenken. Auch Stanley plaudert wie die Anwesenden von Gott und der Welt. Es herrscht eine beruhigende Atmosphäre, kein Fernseher, somit auch keine Politik. Was treibt der Nachbar und ist seine Tochter schon vergeben? Fahren wir morgen nach Waterford oder lieber ins Grüne? Gläser werden gehoben, sie klirren aneinander. Und mir scheint, die Iren leben von und für die Abendstunden. Alle singen, und ich erfahre etwas über das Guinness. Stanley erklärt, es ist das einzige Bier, auf dessen Blume man malen könne und so lange man es trinkt, bliebe das Bild. Ich probiere es.

Am Tisch gegenüber, wir haben uns an die Bar gesetzt, wundert man sich. Glauben sie, ich sei ein ungebildeter Ire? Stanley erzählt einen Witz und die Männer lachen Tränen. Auch Stanley schmunzelt in sich hinein und klopft mir dabei auf meine Schulter.

»Lass uns etwas singen.«

Ich verstehe nichts.

»No, no«, johlen die vier. Im Pub wird es still, kein Glas klirrt, kein Stuhl knackt.

»Sing«, ruft einer der vier. »Einen deutschen Folksong.«

Das ist peinlich, sage ich in Gedanken, eigene Volkslieder? Dutzende Liedtexte strömen in meinen

Kopf, mit welchen Zeilen ich ihn belaste, aber deutsche Volkslieder. Ich kenne kaum zwei Strophen. »Kommt ein Vogel geflogen.«

Ich blättere aufgeregt, ohne es mit äußerlich anmerken zu lassen, in meinem Kopftextbuch. Nichts. Sollte ich schnell einen erfinden? Nein, diesen Gedanken verwerfe ich sofort. Ein Deutscher könnte unter den Zuhörern sitzen, zu riskant. Alle sehen auf mich.

Und ich singe: »Es, es, es und es, es ist ein harter Schluss ...«

Sie lauschen dem hellen, harten Klang des Banjos, der Melodie, die den Text erhebt. Sie stampfen mit den Füßen in 4/4-Takt auf den Boden, unterstützen so zusätzlich den Marsch.

Ich glaube kaum, was ich in diesen Momenten erlebe, die Begeisterung, die Zuneigung und Akzeptanz der Menschen prägt ihren einzigartigen Glauben an Gott. Auch Stanley hat das kleine Podest, den Platz neben mir verlassen. Seinen Bewegungen zu urteilen, ist er ebenso zufrieden wie ich.

»... weil, weil, weil und weil, weil ich aus Dresden muss. Drum schlag ich Dresden aus dem Sinn und wende mich Gott weiß, wohin ...«, singe ich.

»Sing out with me«, rufe ich dazwischen. »Ich will mein Glück probieren, marschieren ...«

Kein Anblick, kann erhabener sein, als für den Augenblick eines Liedes, mit den Menschen glücklich zu sein.

Erst als ich hinaustrete auf die Straße, der kalte Wind mir in die Nase beißt, begreife ich. »Du hast den Leuten

zu verstehen gegeben«, sagt Stanley, »das du sie akzeptierst in ihrem Leben, dich für uns Iren interessierst und trotzdem deine Identität und deine Heimat nicht vergisst.«

Dann hängt er sich seine Gitarre über den Rücken und entschwindet im Lampenschein der Straßenlaternen in die Dunkelheit.

Noch immer schmecke ich die Guinness auf meiner Zunge. Waren es zu viele? Der Wirt hat gut verdient, glaube ich. Es beginnt zu nieseln, als ich die Straße stadtauswärts in südlicher Richtung einschlage. Ich sinniere. Wie spät ist es? Last Order war um 23 Uhr. Nach Mitternacht?

»Nichts geschehen«, schreibe ich einen Tag später, am 29. August, ins Tagebuch. »47 km an einem Tag, laut der mitgeführten Landkarte. Das grenzt schon an einen Gewaltmarsch. Mir bleibt keine Zeit nachzudenken. Kaum finde ich einen Moment, beschäftige ich mich damit, in welche Richtung ich weiter gehen werde. Ich denke an nichts. Auch wenn es kaum ein Mensch glauben kann. Menschen können zeitweise an nichts denken. Die Augen einfach schließen. Sterne tauchen auf. Das Bild verschwimmt. Es wird dunkel. Nichts.«

Oder war da doch etwas? Das Viehzeug in den Nächten, das mich peinigt. Es summt, krabbelt und knallt gegen die Zeltplane. Die Touristen, die ich sitzend auf dem Bürgersteig, beobachte. Sie schimpfen und schreien, als seien sie die Helden, überall. Freundlichkeit? Akzeptanz des anderen? Langsam verschwinden sie. Und in Deutschland gehen die Ferien bald zu Ende. Oder der Töpfer, der mich heute Morgen nach Grange, fünf

Kilometer südlich von Kilkenny gelegen, in seinem Auto mitgenommen hat. Er lebt seit sieben Jahren in diesem Land.

Ursprünglich stammt er aus Halle. Fort wollte er, mit dem Staat, in dem er geboren wurde, war er unzufrieden, sagte er und von dem Neuen zu sehr enttäuscht. Die Iren nahmen ihn auf, und er mag ihre Gastfreundlichkeit und ihre Liebe zu den Menschen, die Lebenswelt, die einzig reale Welt in der wir leben, in der wir miteinander sprechen, uns einander die Hände schütteln, vielleicht in Liebe, vielleicht in Abneigung.

In Clonmel, malerisch an einer Flusslandschaft gelegen, erzählt mir eine Irin von einem 20 Kilometer langen Rundweg, um die sich im Süden erstreckenden Comeragh Mountains. Wunderbar sei der Weg und ausgeschildert, betont sie mehrmals. Aber ich möchte weiter, überquere den Fluss Suir. Die Straße schwingt sich durch die Landschaft, links und rechts liegen fruchtbare Felder, saftig grüne Weiden, kleine Gehöfte. In der Ferne zeichnen sich die schroffen Gebirgskegel der beinah 800 m hohen Knockmealdown Mountains auf. Und ich freue mich, dass es heute nicht regnet.

Als ich in Glogheen, einem kleinen Ort, ankomme, ist es bereits dunkel. Die Straße beginnt leicht zu steigen, und bald säumt sie ein Nadelholzwald. Noch ein paar Kilometer, denke ich, um ein ruhiges Plätzchen zu suchen. In Serpentinen windet sie sich bald den Berg hinauf. Ich entdecke einen Aussichtspunkt seitlich der Straße. Der Wald wird lichter.

The Vee nennen die Iren eine der schönsten Gebirgsstraßen ihres Landes. Und ich habe einen

hübschen Platz in der Nacht. Langsam ziehe ich den Reißverschluss ein Stück weit auf, schiebe die Füße hinein und schließe den Schlafsack locker um die Hüften. Es ist gemütlich. Weich sitze ich auf den wenigen Sachen, die ich noch nicht am Körper trage. Einige Minuten verharre ich so, zufrieden, entspannt in einem Schwebezustand an der Grenze zur Träumerei.

Nur der Geruch gerösteter Kartoffeln holt mich zurück in die Wirklichkeit. Eigentlich mag ich keine Kartoffeln, vor allem keine Bratkartoffeln. Doch mit viel Fantasie bringt mich das Aroma der knusprigen Kartoffeln in Hochstimmung.

Ich denke daran, dass ich sie, vor einigen Kilometern auf einem im Tal gelegenem Feld, geerntet habe. Schon dieser Gedanke versetzt mich in einen Glückszustand. Ich erinnere mich an vergangene Abendessen, die Wärme des Lagerfeuers, das knacken im brennenden Holz, an entfernten Hügeln im Abendrot. An feuchte, dunkle Wälder, in denen das Licht des Lagerfeuers den Bäumen ein schemenhaftes Gesicht verlieh. Mit diesen lebhaften, unerwarteten Gedanken verschwinden die letzten Zweifel an den Sinn dieser Wanderung. Ich habe daraus eine eigene Kunst, eine Wissenschaft gemacht eine derartige Schule, der ich nie mehr zu entfliehen vermag. Und tief in mir brennt es nach dem einfachen Leben, der vergangenen beiden Monate und der verbleibenden Zeit.

Erst als ich zum dritten oder vierten Mal die Augen aufschlage, fühle ich es. Das Rauschen des Bergbaches, der gelassen vor sich hin plätschert. Nichts bringt mich aus der Ruhe.

Die Hektik, das Grübeln, die künstliche Aufgeregtheit daheim in Deutschland – weg. Alles liegt weit hinter mir.

Ich genehmige mir am Morgen ein Bad im Bach, der so klar wie ein Kristall ist. Selbst im Liegen bedeckt mich das eiskalte Wasser nicht. Die Tropfen perlen von meiner Haut, und mein Penis ist auf Nussgröße geschrumpft.

Ich springe hinaus und frottiere mich. Langsam sortiere ich die Sachen in den Rucksack und breche auf.

Immer höher steigt die Straße, niedrige Büsche und Flechtwerk haben den Wald abgelöst. Ungehindert schweift mein Blick über die Ebenen. Ein frischer Wind umspült mein Gesicht. Ich wandere langsam. Auf dem höchsten Punkt, 795 m über NN, der Knockmealdown Mountains lasse ich mich nieder, nippe ein wenig an der Trinkflasche, die ich mir gestern Abend mit frischem Tee aus Bachwasser abgefüllt habe. Und ich beschließe noch, eine weitere Nacht in diesen Wäldern zu verweilen. Doch vorerst ist das Land hier oben kahl. Natursteinmauern begrenzen die Felder und Weiden, Schafe grasen an den Straßenrändern und von Zeit zu Zeit hält ein Auto, Leute steigen aus, blicken in die Runde.

»Ach, ist das schön«, seufzen sie, nehmen vielleicht noch einen Happen aus ihrem Vorratsbeutel, wenn das ihre Zeit erlaubt und setzen sich zurück in den Wagen. Die Fahrt geht wieder hinab ins Tal nach Lismore.

Auf meiner Karte finde ich die Mount Melleray Abbey eingezeichnet. Ich plane einen Umweg ein. Cork hat Zeit. Alles hat Zeit, nur nicht die wundervollen Momente in der Natur. Ich wandere hinüber, westlich meiner bisherigen Route, über mit Gras bedeckte Ebenen, kleine Bäche, vorbei an Steinmauern, die ich bereits vom

Gipfel erkennen kann. Barfuß geht es wieder bergab und meine Schritte werden schneller. Neues gilt es zu entdecken.

Während einer Rast am Wegesrand stochere ich mit einem Zweig in einem Ameisenhaufen herum. Gleich strömt ein ganzes Rudel Soldatenameisen heran, die Bedrohung auszumerzen. Es raschelt im Haufen. Die Soldaten vereint zu einem schwarzen Teppich drücken gegen den Zweig. Ich fühle ihre Kraft, ziehe den Zweig hinaus. Unzählige Ameisen purzeln zu Boden. Einige kommen ihnen zu Hilfe. Der Sturz hat ihnen nicht geschadet, äußerlich zumindest, scheint mir. Anders als dem Haufen, ihrer Burg, ihrer Stadt, ihrem Haus, dort klafft jetzt ein großes Loch in der Decke. Der Haufen sackt zusammen. Wenige Zentimeter von der defekten Stelle entfernt hat sich das Rudel zum Rat getroffen und Sekunden später schwärmen sie aus. Flink legen sie Zentimeter um Zentimeter zurück und einige haben meine Füße bereits erreicht. Haben sie den Eindringling gefunden?

Beim Aufstehen kann ich die Mount Melleray Abbey schon erkennen. Und je näher ich komme, desto mehr steigt mir ein würziger Duft von gegrillten Bratwürsten in die Nase. 1833 wurde das Trappistenkloster in den Hügeln sieben Kilometer nördlich von Cappoquin erbaut.

Im Gästehaus sind Besucher. Mein Magen knurrt. Um einen Grill drängen sich eine Handvoll Menschen. Und etwas abseits klimpern zwei junge Männer auf ihren Gitarren. Sie spielen kein Lied, sie stimmen ihre

Instrumente. Hannah, wie ich gleich erfahren soll, gibt den beiden Männern mit ihrer Whistle die Töne vor.

Ich trete näher. Die Bratwürste ziehen mich an. Und ohne eine Frage nach dem wohin, woher und wer ich bin, werde ich eingeladen, mit ihnen zusammen zu singen.

»Play your banjo«, sagt Hannah und reicht mir zur Stärkung eine Wurst. Der Nachmittag gestaltet sich angenehm, mit Witzen, die ich zunehmend besser verstehe, den Fragen über ein fremdes Land und reichlich Essen.

Hannah erkennt sofort mein Geburtsland Deutschland. »Wie gefällt es dir in Irland?«, fragt sie.

Ich antworte mit einem irischen Folksong. Die Zuhörer lachen.

»Das sagen die meisten Urlauber«, finden alle.

Also berichte ich von der Gastfreundlichkeit, die mir bisher begegnet ist, von der, die Besucher Irlands mir schon vor meinem ersten Aufenthalt erzählten, der berauschenden Landschaft und der Fußwanderung.

»3000 Kilometer? Warum machst du das? Abenteuerlust?«, fragt Hannah. Ihre Fragen purzeln nur so aus ihrem Mund.

»Well. Mir geht es nicht um Sensation, nicht um Publicity. Ich bin kein Abenteurer. Ich bin nur ein Mensch, der die Welt nicht im Jet und auf überfüllten Stränden erleben will. Ich glaube, es gibt in unserer Zeit noch viel Interessantes zu erleben. Ich brauche mich nur umzusehen.«

»Und wenn du überfallen wirst?«

»Risiko. Das gehe ich ein. Ich glaube, in der Großstadt gibt es sicher viel mehr davon, als ich hier in dieser wunderbaren oder irgendeiner unberührten Natur finden kann.«

»Lasst uns etwas spielen«, ruft einer der Jungs an den Gitarren. Und am späten Nachmittag, als mich der Drang nach Stille wieder einholt, ziehe ich weiter. Im Gepäck befinden sich jetzt zusätzlich zu einigen Kartoffeln und dem Kanten Brot, noch vier wunderbar schmeckende Grillwürste.

Ich gehe bis meine Beine müde werden, folge den ausgetretenen Wegen zwischen den Steinmauern und bald der Landstraße. Es geht ins Tal hinab. Und kurz, bevor ich Lismore erreiche, tauche ich in einem dichten Laubwald in einen tiefen Schlaf.

Zwischen Containern

August, das klingt wie Sommer. September wie Herbst. Morgen wird Herbst sein. Der Wachmann dreht seine Runde, der Lichtkegel seiner Taschenlampe springt von einem zum anderen Container.

Ich lasse ihn nicht aus den Augen. Es ist eine Nacht, wie ich sie vor dieser Reise erlebte. Die Luft ist warm, der Himmel trüb, als würde es jeden Augenblick zu regnen beginnen. Es fällt aber keiner. Es ist so eine Nacht, in der einem die wesentlichen Dinge klarer werden. In solch einer Nacht habe ich beschlossen zu wandern.

Frachter wiegen, schwer beladen in den leichten Wellen, Anker rasseln und platschen kraftvoll ins Wasser. Der Wachmann ist verschwunden. Möwen

The Vee – eine der schönsten Gebirgsstraßen Irlands

The Vee

Auf dem Burren Way

Banjospiel

Regen in Ennis

Half-Penny-Bridge

Inhaltsverzeichnis

Es geht los 11
Schweiz 17
Zum Ursprung der Schweiz 20
Über den Furkapass ins Tal der Rhône 35
Übernachtung im Bahnhof von Martigny 58
Frankreich 69
Barbecue mit zwei Belgiern 75
Georges 81
Die Frauen von Lyon 91
Richtung Süden 105
Nur weg hier 125
Überfall am Fête Nationale 129
Minigolf am Mittelmeer 141
Auf dem Güterzug durch das Zentralmassiv 148
Magenkrämpfe 166
Pennerleben 178
Als Gast auf einem Schlepper 197
Paris 211
Festgenommen am Tour de Eiffel 215
Cèline 224
Père-Lachaise et Notre-Dames 230
Gewohnheiten 237
Großbritannien 265
Am Leuchtturm von Eastbourne 275
Fahrradkurier und Tellerwäscher 280
Der wunderliche Steinkreis 304
Obdachlosenheim in Bristol 308
Linda und Sonny 315
Irland 339
Aus Liebe zur Natur 344
Zwischen Containern 358
Harte Brötchen für den Osten 367
Cliffs of Moher 375
Als Tramp nach Osten 384
*** 393

2. Auflage

Jan Balster

Zu Fuß von Dresden nach Dublin

3100 Kilometer
ohne Geld
durch Europa

Sie mögen mehr, so besuchen Sie im Internet:

www.auf-weltreise.de

»Als Globetrotter sucht er das Authentische im Land und in den Menschen ...«

(Sächsische Zeitung)

Dort können Sie in interessante Reportagen, Bücher und Fotos eintauchen und näheres über Russland, Zentralasien, Mongolei und Vietnam erfahren.

Bücher • Fotos • Wandkalender • Vorträge Reportagen • Ausstellungen • Fine Art Drucke • DVD Filme • Newsletter • Reiseführer • Reisefotografie etc.

Mongolei - Reportagen aus dem Land der Mythen

2015, ISBN: 978-3-7347-6312-0,
120 Seiten - 24 s/w Fotos - 8,99 Euro

Wie sich die nomadische Mongolei zu einem konsumorientierten Land verändert hat, in dem westliche Lebensart mehr zählen als die alten Tugenden. Und warum daran auch der Kult um Dschingis Khan nichts ändert.

… Auf der weiten Wüstensteppe gibt es glühende Schicksale, deren Puls die Jahreszeiten und deren Herz die Menschen in den Gers sind. Sie singen, während der Wind über das Land streift, das Lied vom Leben. Mag sein, dass die Wüstensteppe für einen Fremden nur ein karg bewachsener Sandkasten ist, für den Nomaden ist es der Gesang der Düne, der sie glücklich macht.

Sibirien - Reportagen aus Russland, dem Reich der Sagen

2013, ISBN: 978-3-7322-8689-8,
120 Seiten, 41 s/w Fotos, 9,99 Euro

Wir kennen Kolumbus. Doch wissen wir etwas über Jermak, den Entdecker Sibiriens. Dabei ist dieser Landstrich größer als Amerika.

Wagen wir den Weg, benutzen wir die Schneise, welche uns die Transsibirischen Eisenbahn nach Osten vorgibt, bis in den letzten Winkel. Begleiten wir Eisenbahner der Fernostbahn, stoßen wir zu den Wölfen im Baikal-Lena-Naturreservat vor und tauchen ein in die Religion des Lamaismus im Kloster Ivolginsk. Entdecken wir Sibirien. Es ist warm, schön, herrlich wie am ersten Tag.

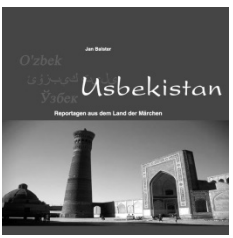
Vietnam - Reportagen aus dem Land der Drachen und Feen

2017, ISBN: 978-3-7448-1106-4,
136 Seiten, 27 s/w Fotos, 7,99 Euro

Vietnam, das kleine China im Süden, das ist eine mehr als tausendjährige Geschichte des Kampfes um seine Freiheit. Vietnam ist eine Entdeckungsreise…

… nimmt den Leser mit in das Wechselspiel zwischen Ahnenkult, Sozialismus und Globalisierung, taucht ein in das harte Leben der Reisbauern, genießt die herzliche Gemeinschaft des Dorflebens, unternimmt eine Zugreise von Hanoi nach Saigon im Wiedervereinigungs-Express und besucht eine der ungewöhnlichsten Religionsgemeinschaften der Welt, die Cao Đài, spricht mit Studenten und Professoren, Reisbauern und einer caodaistischen Seherin.

Usbekistan - Reportagen aus dem Land der Märchen



2. erweiterte und bearbeitete Auflage,
2019, ISBN: 978-3-7494-9862-8,
120 Seiten, 57 s/w Fotos, 8,99 Euro

Da ist es, ein Leben voller alter und neuer Schwierigkeiten und Hoffnungen. Hier leben Menschen. Sie haben ihre Vergangenheit, ihre Träume und ihre Liebe. Sie haben etwas zu sagen, zu berichten, zu erzählen... wovon wir etwas lernen dürfen. Unternehmen wir eine Fahrt mit dem Kasachstan-Express, begeben wir uns in die Machalla der Seiden- und Teppichweber in Buchara, mischen uns unter dieselbe in Taschkent und begleiten Grenzer unter Opiumhändlern durch die Wüste Karakum.